Steig ein, bevor der Zug abfährt! : Bauer sein in neuen äusseren Verhältnissen

Autor(en): **Braumann, Franz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **33 (1978)**

Heft 1

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-892403

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Zellzerfall nur, wenn man ihn durch Kühlung zum Zeitlupentempo zwingt; offenbar wird er deshalb selten bemerkt, weil er in Normaltemperatur sehr rasch abläuft. Die Umformierung geht in sehr mannigfaltigen Formen vor sich und sie ergibt Gebilde, die auf die Ebene der Viren, Bakteriophagen und Gene gehören, ja teilweise sogar wieder auf die cellulare Ebene. *Zweifellos wird damit erreicht, daß die lebenden Zellsubstanzen in neuer Gestalt und Gruppierung befähigt werden, ohne den Schutz auszukommen, den die Zelle gewährt, also extracellulär zu leben, das heißt in der Urgestalt, die ihnen eigen war, als es noch keine Zellen auf der Erde gab.* Dabei haben wir eine Spezifität der Gestaltung insofern bemerkt, als die gleichen Zellarten auch gleiche Formen extracellulär Partikel hervorbringen, eine Beobachtung, die noch ein weites Feld mikrobiologischer Bestätigung bietet und wert ist, viel mehr als bisher beachtet zu werden.
Das Ganze kann wohl keinen andern Sinn haben als den, die wertvollsten Bestandteile sterbender Organismen, Gewebe und Zellen, die lebendigen Systeme als höchste Ordnungsstufen der Materie bei der Auflösung der sterblichen, individuellen Gestalt zu erretten für die Wiederverwendung beim Neuaufbau lebendiger Gestalten, ganz gleich welcher Art. Die Natur entspricht damit nur genau dem, was man von ihr vernünftigerweise erwarten muß.

Steig ein, bevor der Zug abfährt!

Bauer sein in neuen äußeren Verhältnissen

Das ist erst einige Monate her, und ich erlebte es sehr weit von Europa, sozusagen am «anderen Ende der Welt», in Neuseeland: In Wellington, der neuseeländischen Hauptstadt, hatte ich einen Tag Aufenthalt eingeschoben, bevor ich mein nächstes Studienziel, die Nordinsel Neuseelands mit ihren besonderen landwirtschaftlichen Strukturen, erreichen wollte. Ich fragte in meinem Hotel «Travel Lodge» am Hafen: «Was raten Sie mir, um das Schönste von Wellington zu sehen?»

«Fahren Sie auf den Kelburn Hill! Sie haben den schönsten Blick über die Stadt, und im Botanischen Garten finden Sie alle Pflanzen Neuseelands!» riet mir der Hotelportier.
Der Kelburn-Hügel erhob sich 200 Meter hoch, und auf ihn führte eine «Cabel-Car», eine uralte Zahnradbahn. Ich erreichte die Talstation eben, als ein Wagen abfahren wollte. «Go on!» rief mir der Schaffner; ich sprang ohne Ticket auf. Im Wagen fragte ich mein Gegenüber – natürlich englisch: «Wo bezahle ich nun?»
Ich erhielt zu meiner Überraschung eine deutsche Antwort von einem älteren Herrn: «Sie kommen wohl aus Europa, vielleicht gar aus Oesterreich?» Ich hatte vorher einiges im Dialekt vor mich hingeredet, weil ich mich hier ja nicht verstanden meinte.
Wir fanden uns bald in einer angeregten Unterhaltung. Er war aus der Schweiz, aus dem Toggenburger Land gekommen, ein weichender Bauernsohn, der es «in der Welt draußen» zu etwas bringen wollte – er hatte doch alles gelernt, das man damals in den Dreißiger Jahren der Weltwirtschaftskrise daheim überhaupt nicht beachtete: Bauernarbeit mit Melken, Käse machen, Schafe halten! Der Auswanderer hatte dann auf einer Rinder- und Schaffarm hundert Kilometer südlich von Auckland, der größten Stadt der Nordinsel, zu arbeiten begonnen. Er hatte gearbeitet, geschafft – bis er nach zehn Jahren selber eine Farm erst gepachtet, dann gekauft hatte.
Mein neuer Bekannter begleitete mich auch oben noch eine Weile durch den großartigen Botanischen Garten, und beim Abschied sagte er: «Besuchen Sie doch meine Farm – ich fliege morgen zurück. Jetzt bewirtschaftet sie schon mein Sohn mit der Familie.»
Wer hätte gemeint, so gute Einführung zu finden – nur, weil ich in den Zug sprang, bevor er abfuhr! Am nächsten Tag Flug nach Rotorua, der Maori-Heimat und dem weltberühmten Geysir-Land, und 50 km Autofahrt nach der Farm meines neuen Bekannten bei Potorua. Weideland über die Hügel hinweg mit Tausenden schwarzbunten Rindern, aber auch große umzäunte Getreideäcker, da die Rinder frei und ohne Aufsicht weideten. Neben den sauberen Farmgehöften lange gedeckte Schuppen mit Futterbarren und dahinter Anlagen für das Mel-

ken von je dreißig Kühen auf einmal, Kühlhaus, Milchleitung bis zum «Dorf» Potorua.
«Als mein Vater hier ankam, versuchte jeder Farmer hier seine Milch, sein Fleisch, die Wolle seiner Schafe an die Geschäfte in der Großstadt Auckland zu verkaufen. Die Not war groß, jeder stand gegen jeden. Der Farmer galt in der Stadt als der ‚arme Mann' und wurde auch so behandelt.» So erzählte mir der junge Neuseeländer. «Arbeiten wir wie Brüder!» predigte damals mein Vater, und es gelang ihm, eine lockere Genossenschaft zu gründen. «Aber ebenso wichtig ist, daß wir nicht mehr der ‚arme Mann' sind, sondern auch in der Stadt ein neues Image, das Ansehen eines verläßlichen Geschäftspartners, gewinnen! Die Arbeit bis dahin nimmt uns keiner ab. Wir müssen selber auf den Zug in die Zukunft springen, bevor er abfährt!» Allmählich bauten die Farmer von Potorua neben dem reinen Marketing in den Städten eine «Freundschaftswerbung» auf mit kleinen Ausstellungen, Sonntagsführungen, Bildvorträgen. «Was wir mit ständigen Klagen, Forderungen, Lieferstreiks nie erreicht hätten, ist uns in den letzten dreißig Jahren anders gelungen – heute ist eine gesunde Landwirtschaft das Anliegen aller Neuseeländer geworden.» Das war der Bericht des jungen Farmers. –
Ich hatte davon viel gelernt. Später besuchte ich in der Stadt Rotorua eine Landwirtschafts-Ausstellung mit Schafprämiierungen und Vorführungen der Schafschur. 80 Prozent der Besucher waren Städter. Erzeugnisse von Kleinbetrieben, Webereien, Kürschnereien, Sattlereien fanden im Genossenschaftsverkauf guten Absatz. Die Kluft zwischen Landvolk und Stadtvolk, die in Europa oft so schmerzlich spürbar ist, war aufgehoben. Dabei verleugnete auch die kräftige Jugend der Farmer nie ihre Herkunft – sie roch auf zwanzig Meter nach Schaf und Kuh und sprach einen breiteren, gemütlichen Dialekt, von dem ich kein Wort verstand . . . –
Heute liegt wieder der halbe Erdumfang zwischen jener Begegnung und der bäuerlichen Gegenwart unserer mitteleuropäischen Heimat. Unwillkürlich aber drängen sich dabei auch Vergleiche auf: Was macht es unserer Landwirtschaft so schwer, den ständig sich ändernden äußeren Verhältnissen immer gewachsen zu sein? Was steht immer noch hindernd dem Ziel ent-

gegen, daß eine gesunde Landwirtschaft das Anliegen «aller Neuseeländer», will sagen Mitteleuropäer, ob auf dem flachen Land oder in den Großstädten, sein sollte?
Sicher ist ein Hemmschuh zu der Entwicklung nach einem solchen Ziel hin die jahrhundertelange getrennte Entwicklung von Stadt und Land, die etwa in Neuseeland fehlt. Eingefahrene und von Generation zu Generation vererbte Leitbild-Vorstellungen lassen sich nicht durch noch so gutes Zureden abstellen. Eher führt zu diesem Ziel der zielbewußte und geduldige Aufbau eines neuen Bildes unserer Landwirtschaft. «Freundschaftswerbung» ist ein neues Wort dazu, das noch zu wenig mit allgemein anerkanntem Begriffsinhalt gefüllt ist. Der Ruf nach unzerstörter, gesunder Umwelt, der in der Stadt nicht mehr verstummen wird, schafft ebenso mit, daß der bis zu 10 Prozent abgesunkene Anteil des bäuerlichen Menschen am Gesamtvolk unseres Landes zu einem allen anderen Berufen gleichwertigen Stand in die Leitbild-Vorstellung über den Bauern einrückt. Das Gleichziehen in allen Bildungsmöglichkeiten müßte unentwegt angestrebt werden. Und – das trifft als Appell alle, die Einfluß haben an der Lenkung bäuerlicher Kulturbildung und Wirtschaftszentren: Kunst, die das Land und seine Menschen in Dichtung, Malerei und Plastik in ihren Mittelpunkt stellt, muß stumm bleiben, solange sie nur als ein unbedeutendes Beiwerk der Lebenswirklichkeit angesehen wird und im «Abseits» fast jeglicher Aufmunterung und Förderung bleibt!
«Steig ein, bevor der Zug abfährt!» befahl mir jener neuseeländische Farmer – das gilt für uns alle, die dem Land verpflichtet sind!

Franz Braumann

Der Anfang

Bis vor nicht langer Zeit war ich ein gar gelehriger Schüler der «alten Schule» in bezug auf Pflanzenernährung, Düngung, Unkraut- und Schädlingsbekämpfung.
Es gab ja auch nie die Möglichkeit, alle – auch die letzten Aussagen Liebig's zu erfahren.
Zweifel an der Richtigkeit der alten «Lehre» überkamen mich, als sich auf unseren Feldern mancherlei Schwierigkeiten er-